

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(15. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H. München 1935

Die Tür ging auf und Brigitte trat ein. Jolli hatte ihr Klopfen überhört. Und es war anständig von ihr, daß sie ihm sein rüdes Benehmen von gestern gar nicht nachtrug.

„Du bist ja schon angezogen! Also komm doch herunter. Wir sind mit dem Frühstück fast fertig, und Tom fährt in einer Viertelstunde spätestens!“

„Danke. — Ich habe mich von Tom bereits gestern abend verabschiedet.“

Brigitte sah ihn aufmerksam an. „Also ich habe doch geahnt, daß es zwischen euch beiden eine Verstimmung gegeben hat . . .!“

Jolli wich aus: „Oh, nichts — eine ganz persönliche Angelegenheit, wirklich!“ Er bemühte sich, ein ungetrübbtes Gesicht zu machen. Brigitte näherte sich um einen kleinen Schritt.

„Ihr werdet euch vielleicht jahrelang nicht mehr sehen,“ sagte sie, als müsse sie Jolli an diese Tatsache erinnern.

„Wahrscheinlich,“ erwiderte er ruhig.

„Ja — also dann . . .“ Sie zuckte die Achseln und hatte nichts mehr hinzuzufügen. Sie wollte gehen; Jolli begleitete sie bis zur Tür.

„Ich wollte mir übrigens ein wenig Bewegung machen, reiten oder schwimmen. Hast du Lust, mich zu begleiten?“

„Schade,“ bedauerte sie, „ich wäre gern mit dir mitgekommen — aber ich habe mich leider bereits für den Vormittag verabredet. Herr Starosch hat mich, ihn mit der Gegend bekannt zu machen . . .“ Sie wurde leicht verlegen.

„. . . ein liebenswürdiger Mensch, ein glänzender Gesellschafter, eine tadellose Erscheinung,“ deklamierte Jolli etwas geistesabwesend und farblos.

„Du magst ihn nicht, ich weiß es,“ bemerkte Brigitte. „Er war auch mir im ersten Augenblick nicht gerade sympathisch. — Aber vielleicht liegt das eben daran, daß man als Provinzler gegen jeden Menschen mit weltstädtischen Umgangsformen voreingenommen ist.“

Jolli legte den Kopf auf die Seite. Er nickte mit hochgezogenen Augenbrauen, spitzte den Mund und sah aus, als sei er über alle Maßen begierig, sich belehren zu lassen.

„Starosch ist ein Mensch, mit dem sich reden läßt,“ fuhr Brigitte fast eifrig fort; „er kann zuhören . . . ja. Und in seinem Wesen liegt soviel zwanglose Liebenswürdigkeit, soviel Wohlerzogenheit — ich weiß nicht einmal, wie ich es ausdrücken soll — Ritterlichkeit,

weißt du, so etwas, was ein Mann hat oder nicht hat. Und was die beste Erziehung keinem Menschen geben kann, wenn nicht natürliche Anlagen vorhanden sind.“

„Du wirst Toms Abfahrt versäumen,“ bemerkte Jolli trocken. Unten gab Simone bereits das zweite Signal. Brigitte lief eilig hinaus. Jolli blieb eine kleine Weile stehen; dann ging er hin und schloß die Tür, die Brigitte in der Eile ihres Ausbruchs offengelassen hatte. Er tat es mechanisch und tief in Gedanken. Dieses Gespräch verstärkte seine Unsicherheit noch. Es war ein niederträchtiges Gefühl, als ginge er mit Gummisohlen über nassen Asphalt. — Er dachte nicht einen Augenblick daran, hinter Brigittes Eintreten für Starosch etwa ein paar zarte Gedankenstriche zu wittern. Nicht einen Augenblick lang!

Aber er hätte Brigittes Instinkt mehr vertraut als eigener Beobachtung — und Brigitte hatte keine Bitterung. Das war es! Frauen pflegen doch sonst so wunderbar hellichtig zu sein, daß sie bei Dreiecksstücken schon den dritten Akt kennen, wenn die Darsteller selbst noch nicht einmal wissen, daß das Vorspiel schon begonnen hat. — Ihm sank der Boden einfach unter den Beinen ab. Tom hatte nach seinen Beweisen gefragt. Ein sehr natürliches und verständliches Verlangen. Und er war die Beweise schuldig geblieben. Sehr einfach, weil er keine hatte!

Wendom? — ach, der Professor näherte sich den Neunzigern, und war immer noch ein sehr brauchbarer Statistiker; aber es kam mehr als einmal vor, daß er für vier Buben reizte und nachher beim Auspiel den Kreuz-König statt des ältesten Jungen zog! Das war also kein Kronzeuge! Beweise? — Beweise, das ist doch etwas Handgreifliches. Klares: erstens, zweitens, drittens, viertens, bitte, und so verhält es sich. — Simones etwas unerwarteter Wunsch, weiter auf Warjethen zu bleiben und Starosch zur Gesellschaft bei sich zu behalten? Als ob sie nicht in Berlin tausend Mädelicheiten mehr hatte, Tom zu betrügen, wenn dies überhaupt ihre Absicht war, als gerade in Warjethen!

Er ging durch das Zimmer wie über Glattets. Simone saß bereits am Steuer. Tom neben ihr; er beugte sich heraus und schüttelte Starosch die Hand. Der helle Hut verdeckte sein Gesicht. Herta und Brigitte standen auf der andern Seite und winkten. Der Wagen glitt sanft vorwärts, Starosch verbeugte sich. Im Hintergrunde diente Linneman dem Wagen nach und sah aus wie ein Kleinstadtbürgermeister, der Ministern sein Rathaus gezeigt hat. Und dann verschwand der große Wagen hinter Bäumen und Büschen.

Jemand klopfte an die Tür. Als er öffnete, war es Simonas Kammerfrau, grob und mit einem stattlichen Schnurrbart über der Lippe. „Ich sollte Ihnen dieses Billett von meinem Herrn abgeben,“ sagte sie mürrisch und zog die Hand, die sie solange unter dem Brustlaß einer blauen Leinenschürze gehalten hatte, mit einem Brief hervor. Jolli suchte nach einem Geldstück, aber das Frauenzimmer schüttelte den Kopf. Sie weigerte sich eigenfönnig, etwas anzunehmen, und ging mit leisen, schleichenden Schritten, die gar nicht zu ihrer festen, grobknochigen Gestalt paßten, rasch davon. — In dem verschlossenen Umschlag, auf dem sein Name stand, befand sich eine Briefkarte mit Toms Schriftzügen.

„L. H., um dir alle Peinlichkeiten zu ersparen, habe ich selbstverständlich mit Simone über den eigentlichen Anlaß deines gestrigen Besuches kein Wort gesprochen. Ich habe ihr gesagt, daß du dich von mir verabschiedet hast. — Es ist bedauerlich, daß dich deine Geschäfte dazu zwingen, Marijethen so bald zu verlassen. Ein längerer Aufenthalt würde dich von der Absurdität deiner Ansichten überzeugen. Doch ich will dich nicht zurückhalten, da dein Unternehmen in Chicago ja, wie du mir sagtest, deine Anwesenheit verlangt! Die besten Wünsche für eine gute Ueberfahrt. Thomas.“

Das war klar und deutlich — und durchaus richtig. Es war wirklich allerhöchste Zeit, den bewußten Brief an Madenzie zu schreiben. Eine plötzliche Abreise . . . oh, die Fabrik konnte ja in die Luft geflogen sein. Es war sehr klug gewesen, daß er sich auf die Munitionsfabrikation verlegt hatte. Da mußte man sich immer auf Ueberraschungen gefaßt machen und hatte jederzeit ein einwandfreies Alibi! — Schade nur, daß Mad jetzt um die versprochenen Ferienvergügen auf Marijethen kam. Es war nur zu hoffen, daß Rüdeshelm und das Hofbräuhaus ihn für die unvermittelte Abreise und den ebenso plötzlichen Ausbruch entschädigt hatten. — Aber er schob das Schreiben dieses Briefes aus unerklärlichem Grunde von Stunde zu Stunde hinaus.

Tom und Simone nahmen in dem Restaurant des Flughafens einen kleinen Imbiß ein. Die hübsche Terrasse bot Aussicht auf das weite Feld. Aus dichtem Grün lugte der spitze Turm des Quednauer Kirchleins hervor, und im Hintergrunde zog die Ringhauffsee ihren dunklen Gürtel um Königsberg. Es blies leicht von Westen her. Die Luft schmeckte schon sommerreif, und das Meer wehte sein Salz und einen ganz zarten Targgeruch heran.

Toms Maschine stand startbereit vor den Hallen. Die Monteure kletterten von dem Kumpf herab, und der Pilot rauchte auf den Sprossen der Kabinenleiter seine letzte Zigarette. Er hatte die Mühe ins Genick geschoben, und eine helle Haarsträhne fiel ihm über sein hübsches, gebräuntes Gesicht.

Tom schaute auf seine Armbanduhr. „Noch zehn Minuten,“ sagte er, und sein Blick verlor sich auf Simonas Stirn. „Und wann werden wir uns wiedersehen, meine Kleine?“ Seine Finger zuckten ziellos über das Tisch Tuch . . . „Es ist sonderbar, plötzlich gewinnst du dem Lande Geschmack ab.“ Er schwieg und blickte an ihr vorbei. —

„Ich habe einen Wunsch, Tom,“ sagte sie leise und sah zu ihm herauf. Ihre Hand stahl sich sacht zu seiner, — und ich komme im letzten Augenblick damit; jetzt kannst du nur noch ja oder nein sagen . . . Aber du schlägst ihn mir nicht ab, nicht wahr, Tom?“

Der Pilot war bereits in die Kabine geklettert. Die Monteure warfen den Propeller an. Ein Junge

in der fischen Uniform der Luft-Hansa näherte sich dem Tisch. Tom nickte ihm zu.

„Also heraus mit der Sprache,“ bat er und erhob sich. Sie reichte ihm die Mappe und hängte sich in seinen Arm.

„Schau, Tom — ich möchte Marijethen ein wenig nach meinem Geschmack einrichten,“ sagte sie jaghaft und schmiegte sich an ihn. „Ein paar Blumen, einen kleinen Pavillon — einige Sportgelegenheiten und in dem großen, kalten Hause eine Zimmerflucht nach meinem Geschmack . . .“

„Mein Gott —,“ er atmete auf und seine Brust schien sich zu wölben, „und dazu hast du dir Starosch mitgebracht — deinen Architekten?“

„Dazu,“ sagte sie unbefangen und erwartungsvoll. Sie standen vor der Maschine. Der Pilot legte die Hand an den Mützenkirm.

„Aber natürlich, meine Kleine, wenn es dir Freude macht!“ In seiner Stimme schluchzte etwas. — Er beugte sich tief herab und küßte ihre Hand.

„Tom, mein alter . . .“ Sie reckte sich auf die Fehen und reichte ihm den Mund. Er küßte sie fast behufsam. Der Motor sprang brausend an. Die Maschine zitterte ungeduldig wie ein Renner.

„Reiß das ganze Haus ein!“ schrie er durch den Motorenlärm, „wenn es dir Freude macht!“ Und noch ein Kuß. Er sprang fast wie ein Junge die steile Leiter empor. Leichtfüßig und entlastet.

Simone preßte die linke Hand gegen das Herz. Sie sah ihm mit einem starren Blick nach. —

Simone kam erst bei Einbruch der Dunkelheit zurück. Der Wagen hatte bei der Heimfahrt kurz hinter Königsberg Ventilsfederbruch gehabt. Sie hatte sich abschleppen lassen und in Königsberg mehrere Stunden auf die Reparatur warten müssen. Ihre Spannkraft war erstaunlich. Nach mehr als sechsstündiger Fahrt merkte man ihr nicht die geringste Ermüdung an.

Das Abendessen wurde später als sonst aufgetragen. Es war schon stockfinster draußen, als man sich vom Tische erhob. Der Professor hatte sich auf seinem gestrigen Abendspaziergang erkältet. Er hustete und nieste erbarmungswürdig und ging früh zu Bett. Herta ließ ihm durch das Mädchen Wärmflaschen und Kamillentee auf sein Zimmer bringen. — Brigitte forderte Jolli zu einem Schachturnier heraus. Herta legte mit zwei Whistpielen eine verzwickte Patience, die sogenannte „Ewigkeit“. Sie feuchtete den Zeigefinger oft an, bewegte beim Abzählen die Lippen, und tippte mit der Geschwindigkeit einer gewandten Stenotypistin über die Kartenreihen hin. Das verursachte dauernd ein ganz leises Geräusch von einschläfernder Eintönigkeit.

Simone hatte einen ganzen Stapel illustrierter Zeitungen mitgebracht und löste Rätsel. Sie ließ sich von Starosch helfen, sobald Botanik, Geographie und Männernamen verlangt waren. Tobias! Wer kommt in seinem Leben auf Tobias? — Und Bolapük ist doch zum Teufel keine Sprache, sondern eine Kunstsprache zum mindesten!

Jolli spielte unaufmerksam. Obwohl er ein bedeutend stärkerer Spieler als Brigitte war, holte er bei der ersten Partie nur ein Remis heraus.

„Boussier-Schach?“ fragte Brigitte leicht gekränkt, „eine Partie hin und eine her, um nicht zu entmutigen?“ Er versprach, seine Anstrengungen zu vermehren. Jedoch blieb er zerstreut. Er hatte kein übermäßiges Interesse am Spiel — aber ein großes Interesse daran, zu spielen. Zu der Betätigung an sich. Sie war eine ausgezeichnete Möglichkeit, Simone und Starosch unauffällig zu beobachten.

(Fortsetzung folgt.)

„Menschlich nicht ansprechend“

Kleine Geschichte von Gaby Bern.

Otto Warnik war über das jugendliche Alter schon etwas hinaus. Und er war Junggeselle. Er konnte das nie eindringlich genug allen neuen Bekannten — männlichen und weiblichen — versichern. Aber da — eines Tages —

Er hatte in seinem Büro häufig mit einem Agenten einer anderen Firma geschäftlich zu tun. Eines Tages also — kam statt des Agenten eine Dame. „Mein Kollege ist ausgereißt,“ sagte sie, „ich habe seinen Posten bekommen. Ich hoffe, daß Sie mir dasselbe Vertrauen schenken werden.“

Warnik zog Mund und Nase kraus und kniff die Augen hinter der Brille zusammen. Das hatte ihm gefehlt! So einer Frau, die weder alt noch häßlich war, der sollte man geschäftlich Vertrauen schenken? Bismöglich war das Ganze schon ein Schwindel. „Können Sie sich ausweisen?“ knurrte er.

„Gewiß, Herr Warnik.“ Eifertig breitete die Dame den Bogen aus und hielt ihn so, daß er mit seiner Brille den richtigen Abstand hatte.

Das war es, diese kleine Handreichung...

Er sah ihr fragend ins Gesicht. „Woher wissen Sie denn, daß ich kurzschichtig bin? Hat Ihnen das Ihr Kollege schon mitgeteilt?“ sagte er, beim Gedanken an diese Möglichkeit schon wieder zornig.

„Ach, wissen Sie,“ sagte die Dame freundlich, „das habe ich ganz unbewußt getan. Entschuldigen Sie nur. Aber die Konfaltung, die hatte mein Vater auch, und dem hab' ich die Zeitung und die Briefe auch gleich immer so unter die Nase geschoben, so nannte er das.“ Sie lachte.

„So? — hm.“ Die Frau brachte ihn wirklich aus der Fassung. Unglaublich. Er nahm umständlich sein Adressenbuch vor, strich den Namen des Kollegen, darüber kam der neue Name. Er fragte sie nicht, sondern suchte in dem Schreiben der Firma nach dem Namen. Lillian Wolter, Halensee. Lillian, das war auch wieder kein Name für eine Geschäftsfrau. Er schüttelte den Kopf, während er ihn schrieb.

„Sie nehmen's doch nicht übel, Herr Warnik, was ich gesagt hab“, sagte die Dame. „Also — wieviel Tinte? Wieviel Durchschlagpapier darf ich notieren?“

Warnik holte das Heft hervor und diktirte: „Zwei Liter Eisengallustinte, schwarz...“

Er sah nun wieder allein, aber er war irgendwie aus dem Gleichgewicht. Er bemerkte diese Veränderung an sich mit Schrecken, doch zog er als Mensch, der vernünftig zu denken gewöhnt ist, sofort seine Konsequenzen: Diese Frau — hm — ja — also gut! Das heißt: Vielleicht! Erst muß ich — muß ich wirklich — ja, natürlich — ich muß Erkundigungen über sie einziehen.

Er ging selber in die Auskunft. Als er das Formular zum Ausfüllen bekam, flimmerte es ihm auf einmal vor den Augen. Komisch! Warum regte er sich eigentlich so auf? Hastig füllte er das Formular aus. Name: Warnik, Wohnort: Kaiserstraße. Als Adresse gab er seine Firma an, da bekam er die Antwort am schnellsten. So — erledigt!

„In zwei Tagen haben Sie Nachricht, Herr...“

Zwei Tage kamen Warnik auf einmal ungeheuer langwierig vor. Aber sie gingen doch vorbei, und am dritten morgens lag unter der Post der Brief der bewußten Firma. Warnik schickte seine Sekretärin hinaus. Hastig rief er den Umschlag auf.

Ubersah den Kopf und las, was ihm gerade in die Augen sprach: „Gilt in der Firma, in der er sechzehn Jahre tätig ist, als zuverlässiger Arbeiter mit gutem Fachwissen... private Verhältnisse geregelt... nüchtern und sparsam (gilt bei manchen als geizig)...“ Jetzt fiel ihm doch auf, das handelt sich hier ja gar nicht um eine Frau. Er las den Kopf: Auskunft über Herrn Otto Warnik, Kaufmann, in Firma...

Was war denn das? Sollte er etwa in der Aufregung das Formular verkehrt ausgefüllt haben? Zum Donnerwetter, richtig, seinen eigenen Namen hatte er daraufgeschrieben! Das kommt davon!

Menschlich las er weiter: „Nicht verheiratet... keine Kinder... Vermögen acht- bis zehntausend Mark... Privatleben äußerst bescheiden... menschlich nicht sehr ansprechend, unliebenswürdig...“ Na, das war ja...! Das war zuviel! „Menschlich nicht sehr ansprechend!“ Auerhört!

Und „Privatleben äußerst bescheiden... gilt als geizig!“ Paßt nur auf, das hört jetzt auf, das äußerst bescheidene Privatleben!

Jetzt kam seine Sekretärin zurück. „Diktieren!“ schnauzte er. Und zehn Geschäftsbriefe schnurrten aus seinem Mund wie aus

einem Automaten. Die Hand der Sekretärin huschte übers Papier.

Als sie gegangen war, stützte er den Kopf in beide Hände. Recht haben die Leute ja. Aber — warum packt mich das so: „Menschlich nicht sehr ansprechend.“ Seit wann leg ich Wert darauf, nett zu sein? Leg ich denn Wert darauf? Lillian — Lillian —

Lillian lachte ihn auch das nächste Mal an. Er hatte sie gefragt, ob sie keine Lust habe zu heiraten, da lachte sie: „Lust schon, aber wen?“

„Mich,“ sagte Warnik. Damit aber war sein Mut erschöpft. Nun senkte er den Kopf über den Schreibtisch, und seine Hände zitterten. Lillian legte behutsam eine Hand auf seine Schulter. Ganz leise sagte sie, aber doch klang wieder ihr Lachen in den Worten: „Warum nicht? — Betrachten wir uns noch eine Weile! Wir kennen uns ja noch sehr wenig. Aber — die Art Männer wie Sie, die hab' ich gern.“

Warnik hörte in seinen Ohren Musik. Die Art Männer wie er, die hatte sie gern! Das war genug! Wie hatte es in der Auskunft geheißen? „Menschlich nicht sehr ansprechend, unliebenswürdig“ — hm — ja...

Eine Weile war es still im Büro. Dann legte Lillian die Hand — seine Hand — auf den Schreibtisch, reichte ihm die Feder und lachte: „Und nun, mein Lieber, wieviel Liter Eisengallustinte?“

Die Bernsteinkette

Heitere Skizze von Claus Bad.

Das Regimentsfest war in vollem Gange. Auf dem Podium blies und trummelte die Kapelle, und der Pankenschläger hielt mit solcher Gewalt zu, daß der Fußboden des großen Saales davon erzitterte. Lautes Stimmengewirr und Stühlerücken und Gläserklirpern füllten den Raum. Die erste Hälfte des Abends war vorüber. Nun sollte der Tanz beginnen.

Da traten zwei Mädchen durch die Eingangstür. Sie blieben stehen, hielten die Hände übereinander und schauten sich zaghaft um. „Ob sie schon angefangen haben?“ fragte Marianne. — „Ach wo!“ antwortete Lieselotte, die mit den glänzenden Augen. „Guck doch, der Fußboden ist ganz stumpf. Außerdem hat noch kein Mensch ein rotes Gesicht.“ — „Tatsächlich!“ rief Marianne. „Da haben sie noch nicht getanzt.“

Lieselotte blickte lebhaft umher und schien immer unruhiger zu werden. Sie faßte nach ihrem Hals, um den eine Bernsteinkette lag, und begann daran zu zupfen und zu drehen. „Du“, flüsterte sie, „tanst du sie sehen?“ — Die andere ließ ihre Augen ebenfalls durch den Saal schweifen und meinte endlich: „Ausgeschlossen, Mensch! Die haben ja alle keine Mützen auf, da kann man doch keinen wiedererkennen.“ — „Ach ja,“ sagte Lieselotte, „sie sehen alle ganz anders aus ohne Mützen. Aber dann müßten sie uns doch wenigstens sehen!“ — „Komm weiter vor!“ rief Marianne.

Da standen die beiden Mädchen nun ratlos am Rand der gebohrten leeren Fläche. Ringsherum im Viereck saßen zahllose graugrüne Soldaten an Tischen, zusammen mit Frauen und Mädchen, und lachten und schwätzten und freuten sich. Nach einiger Zeit erhob sich ganz hinten in der Ecke einer und ging auf die beiden einsamen Antömmlinge zu. Er lächelte schon von weitem. Lieselotte aber ließ ihre Bernsteinkette los und trat ihm mit besorgtem Gesicht entgegen. Und noch ehe er seinen Mund öffnen konnte, fragte sie: „Wo ist Helmut?“ — „Ja“, antwortete der Soldat, „guten Tag überhaupt! Ja, der Helmut, der liegt im Lazarett. Der hat sich heut früh beim Springen das Bein gebrochen.“

Lieselotte sah nichts mehr vom Saal und den vielen besetzten Tischen. Sie hörte keine Musik mehr. Sie merkte nicht, wie der Soldat auf Marianne zutrat und sie unterhalte. Lieselotte blickte ins Leere und sagte leise: „Dann geh ich wieder!“ Sie faßte nach ihrer Kette, die sie von Helmut bekommen hatte, und strich mit der andern Hand am Kleid entlang, dem dunkelroten. Das hatte sie eigens zur Kette passend gekauft. Und da war sie nun auf dem Regimentsfest, auf das sie sich wochenlang schon gefreut hatte. Aber Helmut, der war nicht da! „Auf Wiedersehen, viel Spaß, ich will wieder gehen!“

„Halt!“ riefen zwei Stimmen. Zwei Hände hielten sie fest. „Bleib doch hier!“ bat Marianne. — Lieselotte zögerte. „Gut,“

sagte sie, „Ich will dich nicht allein lassen. Aber ihr dürft mir nicht böse sein, wenn ich heut nicht in Stimmung komme.“ — „Ach was, Fräulein,“ meinte der Soldat, „das werden wir schon besorgen!“

Und sie besorgten es gründlich, er und die drei Kameraden am Tisch, so daß Lieselottes Liebeskummer, so groß wie er war, auch ebenso schnell verflog. Besonders einer hatte es auf sie abgesehen, ein Großer, Langer mit hellem, offenem Blick und mit tiefem, herzhaftem Lachen. Der gefiel der Lieselotte ganz gut. Und er tanzte mit ihr, einmal, zweimal und immer öfter, und es geschah, daß sie beim Tanzen den Kopf hob und ein ganz kleines bißchen lachte. Er lachte wieder und drückte sie mit dem Arm immer enger und fester an sich. Ach ja, und das war sehr schön!

Der Lange ließ eine Flasche Wein auffahren, nur für Lieselotte und sich. Er stieß mit ihr an und sagte: „Auf das, was wir lieben!“ — Da sagte sie: „Prost!“ — Und er tanzte wieder und wieder mit ihr. Und fragte ganz leise: „Wie heißt du, Süßes?“ — „Fischer!“ antwortete Lieselotte. — Er fragte wieder: „Wie heißt du sag doch!“ — Da sagte sie ihren Namen. Sie war ganz rot im Gesicht, das kam wohl vom Tanzen. Der Lange war auch ganz rot.

Er fragte ob sie sich etwas wünschte. Sie sagte: „Nein.“ Und er sagte: „Ich glaube doch!“ Da antwortete Lieselotte nichts mehr. Sie tranken sich zu. Beim nächsten Tanz blieben sie stumm. Beim übernächsten blieben sie nebeneinander auf ihren Plätzen sitzen. Er fragte: „Was hast du für eine schöne Rette?“ — „Nicht!“ bat Lieselotte und sah ihn flehend an. Er wunderte sich darüber.

Der letzte Tanz kam. Sie machten noch einmal mit. Der Lange fragte bedeutungsvoll: „Ja?“ — „Nein!“ sagte Lieselotte. Aber der Lange glaubte es nicht.

Dann war das Regimentsfest zu Ende. Lieselotte bedrängte die Freundin: „Komm, Marianne, wir gehen zusammen!“ Aber Marianne zog ein verdrießliches Gesicht. — „Na, dann laß nur!“ sagte Lieselotte. „Ich lann's schließlich auch allein.“

Und sie ging mit dem Langen allein durch die Straßen. Er hatte sie untergehakt. Als eine dunkle Begleitende in Sicht war, ließ sie ihn los und ging einen Schritt von ihm weg und sagte: „Sie da und ich hier!“ — Der Soldat lachte auf und wollte sie an sich ziehen. „Nein, weg!“ — „Na, was ist denn auf einmal?“ — „Sehen Sie hier die Rette?“ Lieselotte hob sie ein wenig mit den Fingern hoch. „Die bedeutet: Befehl.“ — „Was denn? Verlo?“ — „Nein, nur so. Ich kenne ihn auch nicht viel mehr, als ich Sie kenne.“ — „Na also!“ — „Aber trotzdem, es wäre nicht schön.“ Er nahm ihre Hand.

Am nächsten Tage bekam ein Pararettinasse Besuch. „Ich soll dich schön grüßen! Weißt du, von wem?“ — „Helmut nicht: „Von Lieselotte!“ — „Ja“, sagte der Lango. „Sie läßt dir gute Besserung wünschen.“ Dann bewachte er sich tiefer über den Liegenden und flüsterte: „Lebt's gut, Kamerad.“ — „Na?“ — „Also ich gratuliere dir zu dem Mädels, Kamerad! Die ist gut. Auf die kannst du dich verlassen.“ — Und da war der Schmerz im Gipsverband plötzlich fort.

Büchertisch

Hanns Kohlt: „Maste und Gesicht.“ Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland. Geheftet 3,20 M. In Leinen gebunden 4,80 M. Verlag Albert Langen, Georg Müller, München, 1935.

Dieses neue Buch Hanns Kohlts ist in seiner Art und Eigenart ein echtes Reisetagebuch, das auf lebenswürdigste und unterhaltendste Weise Rechenschaft gibt über eine Fahrt, die, in jüngster Zeit unternommen, durch sechs der bekanntesten Länder Europas führte — die Schweiz, Schweden, Finnland, Norwegen, Dänemark und Frankreich — mit dem Ziele, ihr künstlerisches und kulturelles Leben aus eigener Anschauung kennenzulernen. Aber es ist dennoch kein Reisebericht im herkömmlichen Sinne, wie er in den vergangenen Jahrzehnten eines privaten und unpolitischen Zeitalters geschrieben zu werden pflegte. Denn Kohlt betrachtet — das ist das grundlegend Neue an diesem Buche — wie noch kaum ein Deutscher vor ihm, das Ausland mit den Augen eines Nationalsozialisten und prüft die auf ihn einströmenden Eindrücke immer wieder unvoreingenommen auf ihren Wert und Unwert, um Maste und Gesicht deutlich zu unterscheiden und das wahre und unweibliche Antlitz aller dieser Völker klar zu erkennen. Er besucht ihre Kirchen und Schlösser, ihre Museen und ihre Theater und trachtet darnach, wo immer sich ihm die Gelegenheit bietet, Sinn und Wesen dieser fremden Kulturen in ihrem volkhaften Ursprung zu begreifen; weniger um dabei sein eigenes Wissen zu mehren, als um seinem Volke die Wahrheit zu sagen über das, was außerhalb seiner Grenzen im

Denken und Handeln anderer Völker einem Nationalsozialisten zum unmittelbaren Erlebnis wird. Das Erfreuliche an diesem Buche ist die anmutige Kritik und Natürlichkeit, mit der ernsteste Fragen der Kunst und anderer Dinge des heutigen Lebens klug und gleichwohl jedem verständlich erörtert werden. Im besten Sinne vollstündlich, äußert somit dieses nicht zuletzt auch in kulturpolitischer Hinsicht höchst aufschlußreiche Tagebuch der „Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland“ den leidenschaftlichen Glauben eines wirklichen Dichters und zudem den Reichtum eines schöpferischen, unbeirrbar wirkenden deutschen Geistes.

Die heimliche Fahrt. Von Hans Lorenz Denzen. 145 S. 8° mit Niederlagen von Zeichnungen alter Meister. In Leinen Rm. 3,80 Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Denzen ist ein Kenner der Natur, der an Einfühlungskraft, Beobachtungsgabe, Geduld und Liebe zum Tier in der Literatur aller Völker seinesgleichen sucht, ein Mann, der so sehr im Tier lebt, daß er überhaupt nicht auf den Gedanken kommt, die Tiere zu vermenslichen, ihnen gar Worte in den Mund oder Gedanken ins Gehirn zu legen. Diesem Manne gelinnet es, im Kleinen und Unscheinbaren das Walten des Kosmos sichtbar zu machen, denn er hat die Kraft des Staunens vor dem Wunder des Lebens in der Ohrwurmmutter, im Kranichaug, im Tanz der Haselmäuse und im Gaukelspiel der Turmfalken.

Das sind nicht „Naturbeobachtungen“, „Tierbeschreibungen“ oder gar Belehrungen über die „Gesetze in der Natur“ — das sind Dichtungen, echte, tiefe und tief erzeugte Dichtungen, in denen die volle Magie des Wortes walten. Sie sind nicht für alle und jeden, denn sie gehen nur dem auf, der bereit ist, einem starken und eigenwilligen Dichter auf seinen Wegen zu folgen. Aber wer das tut, der empfängt auch die volle Bereicherung, die nur der echte Dichter zu vergeben hat.

Die Ausstattung des Buches macht den Band auch äußerlich zu einem besonders schönen. Jeder mit Geschenken gleich ehren- den Geschenk.

Roland Verich / Franz Lorenz: „Acht Hüttentage.“ Ein vollständiger Skilehrkursus nach moderner Lauttechnik mit 84 teils ganzseitigen Bildern in Kupferdruck. 2. Auflage. 6.—10 Tausend. Vollständig neu bearbeitet. 124 Seiten. Kart. M. 3,80, biegsames Leinen M. 4,50. Berg- stab Verlag, Breslau.

Das ist mal ein ganz besonderes Ski-Lehrbuch. Vier Menichen ziehen für acht Tage auf eine einsame Hütte, einer von ihnen — ein Sportlehrer — gibt ihnen einen regelrechten Skikursus, kurz und bündig, auf kein Sollem ein geschworen, sondern von jedem nur das Vernünftige annehmend, ein anderer — ein Schriftsteller — liest ihnen abends die Geschichten vor, die er tagsüber erdacht, erlebt oder in dem ganz wunderlichen Hüttenbuch gefunden hat. Das sind kleine Erzählungen von Bergen und Schnee, Sonne und Wind, teils überprüfend vor Laune und Pöbelhaftigkeit, wie sich das auf Brettern eben so gehört, teils phantastisch geheimnisvoll, wie alles dort oben ist, wenn der Föhn weht und Erde und Berge mit seiner drängenden Unruhe wackelt — und am liebsten durch immer wieder ein Kapitel — oder vielmehr: eine Stunde Skianterricht mit Stämmen und Schwümmen bis zum Tempelschwunne mit Geländeförnungen und allem, was dazu gehört. Ein besonderer Gewinn sind die vielen ausgezeichneten Naturansichten, teils als Buchschmuck, teils zu einem besonderen Anhang vereint als vorzügliches Anschauungsmaterial für den Skikursus. Für alle Freunde des weichen Sportes ist dies Buch ein geradezu ideales Geschenk!

Reiseführer

Keine Zauberei und dennoch ein immer wieder verblüffender Vorzug ist es — zu erleben, wie durch die Pektore der fliegenden Blätter graue Zeit in fröhliche sonnige Stunden verwandelt wird. Jede Woche kann man sich diese sichern, erfreuliche Wirkung verschaffen, wenn man das neue Heft vornimmt und die neuen Witz, Anekdoten und Schürren liest. Lektüre Geschichten fest in und erheitert, Gedichte und Lieber bringen Stimmung und Kräftigkeit, Glossen und Randbemerkungen zu den Ereignissen des Tages und zum Weltgeschehen — in Reim und Prosa — wieder das Gesicht der Zeit satirisch erfasst und treffend durchschaut. Dazu kommen die künstlerischen Bilder und Zeichnungen, Skizzen und Karikaturen bewährter Mitarbeiter. Zum Schluß die Rätsel und die immer neuen Preisaufgaben mit schönen Geld- und Bücherpreisen!

Kurz — wer die fliegenden liest, macht sich das Leben schöner und heiterer!